



wir hier

in Oberstedten (XXXII)



Oberstedten und das liebe Vieh

Der Unterschied zwischen den Fahr- und den Milchkühen war: Die Ersteren wurden als Zugtiere eingesetzt und gaben deshalb, aber auch rassisch bedingt, weitaus weniger Milch als die Anderen, die ihr Leben im Stall verbrachten.

Vom Frühjahr bis zum Herbst waren die gemächlich an der Deichsel gehenden Fahrkühle ein alltäglicher Anblick. Wenn sie aber im März erstmals wieder angeschirrt wurden, dann war Vorsicht geboten. Nur mit einem beladenen Wagen erfolgte die erste Fahrt und auf dem Rückweg war eine Bremse wichtig, denn wenn sie erst einmal die Schwänze hochgehoben hatten, waren sie nicht mehr zu halten.

Weitgehend unbekannt ist heutzutage, dass auch Fahrkühle beschlagen werden mussten, um die mit Schmerzen verbundene Abnutzung der Sohle zu verhindern. Nur die äußere Klaue der Vorderbeine wurde mit einem Eisen belegt; Klaueneisen hinten waren selten. Heute ist der Kuhbeschlag den jungen Schmieden fremd.

Als Fahrkühle besonders geeignet waren die „Simmentaler“ und die kleineren, einfarbig roten „Vogelsberger“. War früher das Doppeljoch – ein Joch für zwei Kühe – üblich und eine Tortur für die Kühe, so brachte die Verwendung des Einzeljochs schon eine beachtliche Verbesserung. Durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erst wurde eine Anspannung publik, die hier nicht üblich war: Schon Anfang September 1939 stand auf dem Bahnhof in Oberursel ein Waggon voller Kühe und Rinder, die für Stedten bestimmt waren; Saarländkühle, damals auch „Westwällkühle“ genannt, die man aus dem Grenzgebiet evakuiert hatte. Immer drei nebeneinander angebunden, war den zum Abholen beauftragten Stedtern durch das Geklapper der Eisen auf dem Kopfsteinpflaster der Feldbergstraße so-

fort klar, dass es in der Mehrzahl Fahrkühle waren. Auf dem Kerbeplatz vor der „Tante Anna“ fanden die Kühe neue Besitzer, während die Rinder zunächst auf eine Weide kamen. Beim Anspannen war die Enttäuschung jedoch groß, denn die „Saarländer“ liefen zwar brav an der Leine, dachten aber nicht daran, auch zu ziehen. Da war der Tipp richtig, es doch einmal mit einem Kuhkummet zu versuchen. Und richtig: die Kühe zogen sofort, und bald konnten auch bei uns die Fahrkühle bei der Arbeit den Kopf bewegen.

Einer der Kuhfuhrwerker war der „Owergässer Burjemaaster“, dessen Uzmane auch tatsächlich zutraf. Durch seine „klare Ausdrucksweise und unmissverständliche Wortwahl“, wie auch durch seine Ansichten („Wenn de fernsehe willst, gieh uff de Herzkopp“) war er Ortsbekannt. Sein Markenzeichen war die circa 30 Zentimeter lange Pfeife, für die sein Unterkiefer geradezu prädestiniert war: das Mundstück passte genau in die Zahnücke und ein darübergezogener Gummiring, damals bei Getränkeflaschen üblich, verhinderte das Herausfallen. Wenn er dann mit der Sense arbeitete, von rechts nach links und von links nach rechts, schwang die Pfeife immer weit mit, sodass auch Ortsfremde sich den Anblick nicht entgehen ließen.

In den 1950er Jahren begann dann ein in vieler Hinsicht ungeahnter Wandel im dörflichen Leben: Die Kleinbauern mussten aufgeben; sie verkauften ihr Vieh und überließen ihr Land denen, die weiterwirtschafteten, oft pachtfrei, um das Brachliegen der Grundstücke zu vermeiden, auf denen sich ihre Vorfahren schon abgerackert hatten.

Nach 40 Jahren Lohndrescherei zündete der Unternehmer Karlheinz Herzberger Mitte der 1960er Jahre seine letzte Dreschmaschine oberhalb der Taunushalle an, weil die Zeit der Mähdrescher angebrochen war.

Im Februar 1969 beschloss die Gemeindevertretung die Bullenhaltung aufzugeben, weil die künstliche Besamung sich immer mehr durchsetzte. Bis dahin befand sich die Mannstierstation im Hof Hackel in der Schmiedstraße. Die Gemeinde war verpflichtet, einen Bullen zur Verfügung zu stellen und so blieb es beispielsweise nicht aus, dass der bei der Auktion in Gießen erworbene Vererber von dem Vatertierhalter Ferdinand Hackel mit dem Traktor dort abgeholt werden musste. Im Jahr 1950 erhob die Gemeinde ein Rinderdeckgeld von vier Mark pro Kuh. Die Kosten konnten damit nicht ausgeglichen werden, zumal mehrere Landwirte einen eigenen Bullen hielten (Kofler, Wagner, Rasquin).

1979 wurde die örtliche Milchsammelstelle geschlossen. 47 Jahre lang hatte die Familie Albert Löw an sieben Tagen in der Woche morgens und abends die Milch angenommen, bis zu 750 Liter täglich, darunter auch die von den 30 Kleinanlieferern, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit ihrer Ablieferungspflicht nachkamen und manchmal nur wenig mehr als drei Liter in der Kanne hatten. Zunächst wurde die Milch mit Pferdewagen (Born, Amsel, Wiese) zur Zentrale nach Bad Homburg gebracht; später setzte diese einen LKW ein, und zum Schluss fuhr ein Tankwagen von Ort zu Ort zu den zur Molkerei gehörenden Sammelstellen.

Im Oktober 1997 wurden zum letzten Mal Kühe in Stedten gemolken, denn der Karlheinz Roth musste sich von ihnen trennen. Heute ist er mit seinen zehn „Deutschen Angus“, die zu den Schottischen Hochlandrindern zählen, aus Passion der letzte „Feierabend-Landwirt“, früher auch „Füfuhr-Bauer“ genannt. Es wird nicht mehr gemolken; die Milch bleibt den Kälbern; man nennt dies Ammen- oder Muttertierhaltung.

Zu dem vor 50 Jahren einsetzenden Wandel

gehörte auch die beträchtliche Produktionszunahme und die enorme Mechanisierung:

Betrug die Jahresleistung einer Kuh in den 1930er Jahren circa 2 500 Liter Milch, so war sie kaum vier Jahrzehnte später schon um das Doppelte gestiegen. Heute werden zwischen 8 000 und 9 000 Liter gemolken und die Zahl der Kühe, welche die magische 100 000-Liter-Lebensleistung überschreiten, wächst. Der Sozialwissenschaftler Schnapper-Arndt hatte um 1880 für die Fahrkühle in den Feldbergdörfern „meist Vogelsberger Rasse, einen mittleren Ertrag von circa dreidreiviertel Liter per Tag“ genannt.

Bei einem Bestand von etwa 20 Kühen beschäftigten hier zwei Landwirte einen Melker; heute kann im Melkkarussell eine Person über 100 Kühe pro Stunde melken.

Bestenfalls in einer Woche würde ein Kuhgespann bei einer Scharbreite von 35 Zentimeter schaffen, was nun mit einem Schlepper in einer Stunde umgepflügt wird.

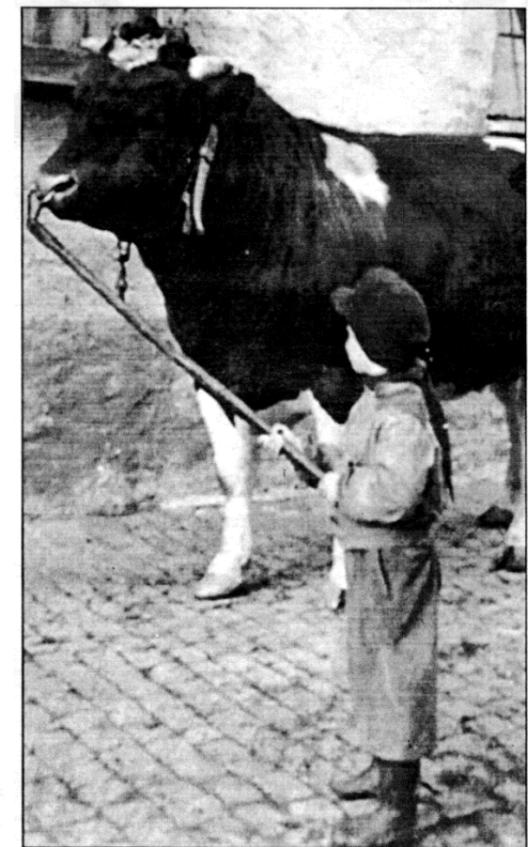
Zum Weihnachtsfest eine Kurzgeschichte aus Stedten:

Er hatte es nicht leicht im Leben. Gerade schulentlassen, war der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Oft war Schmalhans Küchenmeister. Nachkriegszeit, Inflation, Arbeitslosigkeit, wieder Krieg mit Angst bei den Bombengeschwadern über Stedten, blieben dem hart arbeitenden, fleißigen Tagelöhner und seiner Familie nicht erspart. Im Ort war er beliebt, und wenn er zum Beispiel sein „Solo auf italienisch“ sang, hielten sich die Leute wegen seines undefinierbaren fremdländischen Wortschatzes die Bäuche vor lachen. „Ei iwwerlescht euch doch aach emol, wäi lang des schunn her iss, wo ich mit de Italiener geschafft hunn!“ meinte dann de „Gaase-Martin“. Fortsetzung am 17. Januar 2002

Bild oben links:

Jupp Schneider, genannt „Esel-Bauer“, der er aber nicht war. Es waren weder Esel, noch Maulesel alias Mulis (Kreuzung Pferdehengst/Eselsstute) sondern die größeren Maultiere (Eselhengst/Pferdestute), die wegen ihrer Ausdauer und Trittsicherheit oft als Tragtiere bei den Gebirgstruppen eingesetzt wurden. Die Aufnahme entstand nach dem letzten Kriege.

Bild oben rechts: Die Kerbeurschen vom „Westerwälder Hof“ des Wilhelm Kempf in der schweren Zeit 1927 mit einer Kuh als Einspanner.



Unten: Kleiner Mann ganz groß! Mutig führt Ludwig Becker in den 1950er Jahren den Gemeindegewissen im Hof Hackel in der Schmiedstraße vor.



EINSPÄNNER

Oben: Besuch auf der Fischersmühle um 1924/25. Diese Anspannung war früher gar nicht so selten, wie aus einem Inserat im "Oberurseler Lokal-Anzeiger" vom 15. März 1900 hervorgeht: „Zugfester Ziegenbock zu verkaufen“.

Unten: Der „Lange-Jean“ 1926 auf der „Dornbach-Brücke“ einspännig vor dem Friseurgeschäft Reinbothe, heute Haus Ptashitz/Mengel, Hauptstraße 57.